



Abend:

Zeitung.

10.

Dienstag, am 12. Januar 1841.

Dresden und Leipzig, in Kommission der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler (Abt. Hef.)

### Der Abschied und die Pfandschaft.

Ich kam, Rosetten Lebewohl zu sagen,  
Und fand sie engelfreundlich, zart und mild;  
Ich wollt' um Eins der Edlen Herz erfragen,  
Nochmals erschau'n der Anmuth reizend Bild.

Mich trieb's, um wahre Bürgschaft sie zu mahnen,  
Daß sie am Freundschaftsbunde halte treu  
Wie mir auf jedem Wechsel meiner Bahnen  
Ihr Angebenken bleibe frisch und neu.

Rosette winkte mir an ihre Seite,  
So nah' bei ihr zu seyn, war süße Raft!  
Ein trauliches Gespräch vereint' uns Beide  
Mit einem zweiten, hochverehrten Gast.

Gern weilte dieser bei den ältern Zeiten,  
Wie das Geschick ihm Freud' und Leid gebar;  
Doch dacht' ich immer an das nahe Scheiden  
Und rühmte, was mir nun vergangen war.

Was ich empfand, ich wollt' es offen zeigen;  
Denn kostbar war mir der Minute Werth!  
Ich wollt' Erwiderung im Aug' und Wort erreichen  
Als Pfand, wie von Rosetten ich's begehrt.

Wie schalkhaft gab sie, wohl von mir verstanden,  
Die Kunde, daß sie still bei sich bewahrt,  
Was ihr ich jüngst erzählt von Seelenbanden  
Die mächtig zieh'n zu Wesen schönster Art!

Ich pries der Frauen Geist und edle Sitte,  
Die ich so oft in Red' und That erkannt,  
Wenn ich des Rosens froh in ihrer Mitte  
Mit meinem Muth den reinsten Anklang fand.

Die Wette' erfüllend, die zu heit'rer Stunde  
Ich eingegangen, legt' ich Urkund' hin,  
Wie reich mein Ideal zum künft'gen Bunde  
Der Minne ich begabt in meinem Sinn.

Rosette nahm; und bald von meinen Blicken  
Sich wendend, eilte sie zum Blumenflor,  
Von ihrer Hand gepflegt; ich sah sie pflücken:  
Sie brachte, was sie sinnend mir erkor.

Und wie die Gaben Flora's sie vereinet  
Zum Sträußchen, sie hold-lächelnd mir es beut;  
Mich mahnt der Stimme Klang, wie gut sie's meint,  
Im braunen Aug' erkenn' ich's hochehrent.

Die Wahl der Blumen legt ihr Herz mir offen;  
Inmitten zeigt mir das Vergifmeinnicht,  
Was ich von ihr ersieht, ich fühl's getroffen,  
Und mit der Nelke schenkt sie Zuversicht.

„Bewahr' es wohl, es gilt zum Wiedersehen!“  
Dies war ihr letztes, wiederholtes Wort;  
Mein Dank verrieth, wie sie des Abschieds Wehen  
Besänftigt; festvertrauend ging ich fort.

Zur Ferne tragen des Gedankens Schwingen  
Mich oft; ich rufe Theures mir herbei;  
Der Lieblichen soll dieses Botschaft bringen,  
Wie tief mir eingepägt ihr Zauber sey.

### Strasbourg's Fall.

(Fortsetzung.)

Ehe Friedrich abreihte, rief ihn die Mutter noch  
Einmal in ihr stilles Gemach. Dort umarmte und küßte

\*\*

sie ihn, und er wußte, wovon nun die Rede seyn werde. Das Herz schwoll ihm in der Brust.

„Friedrich, Du weißt, wie ich Dich liebe,“ begann die Mutter. „Dein Glück ist mein einziger Wunsch. — Ich habe Dein Herz erkannt und fühle mit Dir alles Leid, das es hegt — ach, nur zu gut, zu wahr! Das Herz unterdrücken, es ist wohl das Schwerste, was uns treffen kann und lange Jahre gehören dazu, ehe wir wieder froh werden mögen. — — Doch, mein theurer Sohn, wo die Pflicht gebietet —“

„Welche Pflicht, Mutter?“ unterbrach sie Friedrich stürmisch.

„Die Pflicht gegen Deinen Vater, gegen Dein Geschlecht!“ erwiderte sie. „Ich tadle Dich nicht, daß Dein Herz gewählt hat, ohne sie zu fragen; wer kann dem Herzen gebieten! — — Aber nun Du jene Pflicht erkennst, nun Du einsehst, daß die Verbindung mit einem Mädchen geringen Standes unmöglich ist, da steht es der treuen Mutter zu, Dir den Weg zu zeigen, den Du gehen mußt.“

„Entsagen, nicht wahr?“ rief Friedrich. „Das würde ich, wenn ich die Unmöglichkeit einer Verbindung zwischen mir und Katharina einsehe! Hat sie nicht Adel des Herzens, der Besinnung, der höher steht —“

„Mein Sohn!“ fiel ihm die Mutter entschieden in das Wort, „dergleichen Phantasterei laß mich nicht hören. Sie ändert die Wirklichkeit nicht. Katharina Günzer mag tugendhaft, schön und liebenswürdig seyn, sie bleibt darum doch des Stadtschreibers Tochter und kann unmöglich Herrin zu Fleckenstein werden.“

Friedrich seufzte, da er die Mutter so empfindlich sprechen hörte. War denn auch in ihr, der Sanften, der Liebreichen, das Vorurtheil des Standes so tief gewurzelt, daß es dem Herzen kein Recht gab, sich über den leeren Wahn hinwegzusetzen?

„Ich tadle es ferner nicht,“ fuhr die Freifrau milder fort, „daß Du noch einmal nach Straßburg reitest, weil Du Dein Wort zum Pfande der Wiederkehr gegeben hast. Aber der Zweck Deiner Reise muß seyn, ein offenes, mündliches Geständniß, daß Du ihr nie gehören kannst, und ein Abschied für immer. Das versprich mir, Friedrich.“

„Du forderst das Unmögliche, Mutter!“ rief Friedrich außer sich.

„Ich fordere nichts, als was ich weiß, daß es geleistet werden kann!“ sagte sie mit schmerzlichem Tone, der wie ein Nachhall trauriger Erinnerungen klang.

„Doch, doch kann ich so viel nicht versprechen,“ sagte Friedrich unruhig. „Ich will mit Katharina re-

den, will Alles mit ihr erwägen — aber den ewigen Abschied kann ich nicht nehmen! O die Zeit ändert viel, die Zeit ist allmächtig! Wer weiß, welches Ereigniß sie in ihrem Schooße birgt, das am nächsten Tage vielleicht unser Glück krönt über alle unsere Erwartung!“

„Das ist die Sprache der liebenden Jugend!“ rief die Mutter. „Aber wehe uns! die Tage kommen und gehen, und lassen der Welt ihren Lauf, und endlich trifft die Entscheidung doch ein, die wir lange gefürchtet!“

„Erwarten wir sie!“ sagte Friedrich. „Noch drängt mich nichts, mein Glück auf immer von mir zu stoßen. Ich verspreche Dir, mich durch kein Gelöbniß an Katharina zu fesseln — mehr fordere nicht, meine geliebte Mutter.“

Sie mußte sich damit begnügen, wie sehr sie auch noch in den Sohn drang.

## 2.

Der junge Freiherr fand bei dem Gouverneur, den er zufällig in Hagenau traf, eine frostige Aufnahme. War es die Leichtigkeit, mit welcher die Franzosen ohne Schwertstreiche ihr Gebiet vergrößerten, eine Leichtigkeit, welche sie selbst in Erstaunen setzte, oder angeborener Uebermuth des Volkes, welcher es kein fremdes Recht anerkennen läßt, der Gouverneur empfing den deutschen Edelmann ungefähr wie ein Monarch seinen Vasallen. Die Abreise des „barons de Flequestin“ schalt er eine inconvenience und erklärte, gemessene Befehle zu haben, diejenigen, welche sich nicht sofort dem königlichen Aussprüche unterwürfen, wie Rebellen zu behandeln, daher Monsieur, wie er den jungen Freiherrn nannte, gebeten werde, seinem Vater die ungesäumte Rückkehr anzupfehlen, wenigstens eine rechtskräftige Unterwerfungs-urkunde zu beschaffen, widrigenfalls Truppen in die Herrschaft einrücken würden, um sie für Se. allerchristlichste Majestät zu besetzen.

Friedrich setzte dem Uebermuth des Franzosen einen kalten Stolz entgegen und verließ ihn mit der Erklärung, seinem Vater die nöthigen Mittheilungen zu machen. Mit schwerem Herzen bestieg er sein Pferd wieder und ritt aus der ehemaligen freien Stadt, deren Bürger ihn gar trübseiligen Angesichts grüßten.

Eine Strecke von Hagenau begegnete er einer zahlreichen Cavalcade, an deren Spitze ein geistlicher Herr auf feistem Pferde ritt. Er kannte ihn wohl und wollte mit flüchtigem Grusse vorüber, aber der Vornehme sprach ihn bei seinem Namen an und fragte ihn, wohin er so eilig reise, und ob sein Vater noch auf Sulz sey. Friedrich

nannte Straßburg als Ziel seines Ritts und verneinte die zweite Frage.

„Ei, ei!“ sagte der Kirchenfürst lächelnd. „Willst du nicht in die Zeit schicken, der tapfere Henricus Jacobus? Ihr thut mir dabei leid, junger Herr! Sieht man Euch einmal auf Zabern?“

„Es liegt mir zu weit auf dem Wege, hochwürdige Gnaden,“ erwiderte Friedrich.

„Nun, wir sehen uns vielleicht einmal zu Straßburg, unserem verlassenen Siege!“ entgegnete der Bischof. „Wer weiß, wie die Zeitläufe sich gestalten. Bermeldet der Stadt unsern Gruß!“ Er lenkte sein fettes Ross weiter, indem er höflichen Abschied nahm.

„Wohl möglich,“ dachte Friedrich, „daß der Bischof seinen Sitz von Zabern wieder nach Straßburg verlegt, wo er, des deutschen Reiches Fürst, unabhängig ist. Die Kämpfe um den Glauben sind ja, Gott sey Dank, längst gestillt und wären besser gar nicht ausgebrochen, so nur von beiden Seiten Recht und Treu gehalten worden wäre. Alle die Noth in unserm lieben Elsaß — woher kommt sie, als von dem unseligen Kriege, der es den Franzosen überantwortete? Elsaß wäre jetzt noch glücklich unter dem Habsburgischen Scepter und jeder freie Stand — Ritter und Städte — in seinem Rechte!“

Er sah dem bischöflichen Zuge nach und erinnerte sich mit einigem Mißbehagen, wie der Kirchenfürst gar sehr der französischen Sache ergeben war. „Das ist es eben!“ rief er, seinen Hengst zum schärferen Trabe antreibend. „Das hat uns von jeher geschadet!“

Es erfreute sein Herz, als er von fern, nach glücklich bestandener Mitternacht, den erhabenen Münsterthurm Straßburg's erblickte. „Dort ist noch die starke Burgwehr, an der sich des Feindes Troß wohl brechen wird,“ rief er freudig, und er erinnerte sich des Ausspruchs, welchen einst Kaiser Karl der Fünfte glorreichen Andenkens gethan hatte: Wenn die Türken Wien und die Franzosen Straßburg belagerten, würde ich der Letztern zu Hülfe eilen.“ Ja, sie verdiente es auch, die treue Burg, welche die Straße in's Herz des deutschen Vaterlandes schirmte!

Am Wege lagerte ein Häuflein Krieger. Friedrich erkannte sie an der Tracht und Bewaffnung, es waren Schweizer, und ihr regelloses Treiben gab ziemlich deutlich zu sehen, daß sie entlassen waren.

„Wohin, liebe Eidgenossen?“ fragte Fleckenstein, sie grüßend.

„Nach Haus!“ sagte der Nächste, indem er sich auf seinem Lager unter dem Baume behaglich dehnte.

„Und von wannen kommt Ihr?“ fragte Fleckenstein weiter.

„Us Straßburg,“ antwortete der Schweizer.

„Wie? der Rath hat Euch jetzt entlassen?“ fragte Fleckenstein in höchster Ueberraschung.

„Warum nit? Ist ja nun Fried!“ erwiderte der Schweizer.

Da ritt der Reisende, ohne sich auf weitere Fragen einzulassen, seines Weges und bedachte bei sich selbst, wie der Magistrat zu Straßburg nicht wohl handle, sich außer wehrhaften Stand zu setzen, zu einer Zeit, wo der gefährliche Nachbar so deutlich seine Vergrößerungspläne offenbare. Doch tröstete ihn der Gedanke an die Stärke der Feste und den Muth seiner Bewohner, vor Allem aber die Wichtigkeit des Plazes, welche Kaiser und Reich wohl einsehen würden.

(Fortsetzung folgt.)

### Agnes Bernauer in Mailand.

„Odda di Bernaver“ war der Titel einer im Laufe vorigen Sommers in Mailand aufgeführten Oper. Wer sollte denken, daß darunter unsere gute Agnes Bernauer zu verstehen sey? Die Geschichte erzählt von dieser schönen Tochter eines ehrsamten Bürgers in Augsburg, daß, weil sie mit dem Sohne des Baiernherzogs Ernest, heimlich sich vermählt, sie im Jahre 1436 während der Abwesenheit ihres Gatten, zu Straubing auf Befehl des über diese Verbindung aufgebrachten Herrschers verhaftet und in die Donau gestürzt worden. In dem Libretto geht es ganz anders zu, dort wird ein Herzog Albert Bernaver, (Herr Marini) vorgeführt; Odda seine Tochter (Madame Schüh) liebt heimlich den Conte di Vallistin (Herrn Basadonna) soll aber auf Geheiß ihres Vaters den Prinzepe Vallemont (Herrn Bonafosi) ehelichen; dieser entdeckt eine heimliche Zusammenkunft der ihn Verächtlichen mit Vallistin, und die Folge ist die Verurtheilung der beiden Letztern zum Tode. Am Schlusse erweicht sich aber der Herzog und giebt die von ihm früher mißbilligte Verbindung zu. Alles schwimmt in Seligkeit, der Chor singt:

Coppia eccelsa, or torna lieta  
Cara al regno e al genitor,  
Viva Alberto! non ha meta  
La clemenza del suo cor.

der Vorhang fällt, und das Publikum — pfeift.

— S. —

## Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

### Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Berlin.

(Fortsetzung.)

Außer vorerwähnter Komödie bekommt man zur Zeit hier nicht viel Bescheidtes zu sehen. Wenn man nicht die ausgetrommelten Lustspiele in Anschlag bringt, so weiß man in der That wenig Unterhaltendes aufzuzählen; es müßten denn „die Rheinländer“ von Genée seyn, ein neues Lust- und Singspiel, in welchem eine obligate Begleitung zum Rheinliede gesprochen wird.

Doch ein Wort im Ernst. Ich muß lachen, wenn ich sehe, mit welchem superklugen Ernst einige Kritiker und andere Narren gegen die patriotischen Kundgebungen, die jetzt hier und da laut werden, protestiren. So lange die Franzosen ihre Marseillaise allein sangen und wir schwiegen, hieß es: „Ha, schaut, da drüben ist ein energischer Volkswille, aber hier? Alles still und todt! Das kommt von dem gänzlichen Mangel an öffentlichem, politischem Leben!“ Da wir nun aber auch singen, flugs heißt es wieder: „Das sey lächerlich und undeutsch! Uns ziemt der Ernst des Schweigens und die Energie der Stille. Die patriotischen Gesinnungen müßten, in Watte eingewickelt, im Busen ruhen und da an den Nägeln kauen, bis sie, zu rechter Zeit, den Rachen aufsperrn, um den Feind zu verschlingen!“ Wie macht man es denn nun recht? — Aber wie gesagt, ich muß über jene Protestationen lachen, denn wenn ich nicht sehr irre, so weiß ich aus welchen Ursachen sie hervorgehen. Jene Tadler sind, darauf will ich schwören, zwischen 50 und 60 Jahre alt, sie waren demnach anno 1806 gerade in dem Alter der Schreihälse und Großsprecher. Da sie nun damals so arg auf's Maul geschlagen worden sind, so glauben sie — post hoc ergo propter hoc — man werde immer so traktirt, wenn man vor dem Posschlagen singt. Doch fürchtet Euch nicht Ihr Herren! Laßt sie singen, das wird der Sache keinen Schaden thun! Was aber Euch selbst anbetrifft, so habt Ihr Recht, daß Stilleseyn eine große Tugend sey, und darum sey denn stille!

Damit soll aber nicht gesagt seyn, daß man gar nicht vom Kriege sprechen dürfe! Warum nicht? Ist doch alle Welt dabei theilhaftig. In der That beschäftigt Napoleon wieder alle Köpfe und etliche Herzen. Man hat geglaubt seine Auferstehung werde einen Aufstand bewirken. Welchen Einfluß diese Besorgniß auf unsere Börse gehabt hat, weiß ich nicht, da ich mich leider darum nicht zu kümmern habe; so viel aber weiß ich, daß die Bäcker ihre Semmeln provisorisch so klein buken, daß meine Börse die nachtheiligen Rückwirkungen davon sehr lebhaft empfand. Seit der große Todte aber wieder ruhig zu Grabe gestiegen ist, hat sich auch das verlorene Gleichgewicht wieder hergestellt und die Einkäufe auf dem Weihnachtsmarkt werden lebhafter. Lassen Sie sich erzählen, was ich für meine Familie eingekauft habe. Meiner Frau habe ich die Kostenrechnung des „Seensees“ mit lithographirten Randzeichnungen von mir selbst zum Geschenk bestimmt. Es kostet einen Thaler und meine Frau wird sich nicht nur überzeugen, wie man für einen Thaler nichts zu sehen bekommt, sondern sie wird auch daraus lernen, wie man ökonomisch die Wirthschaft führt. — Meinem Sohn, der die große diplomatische Karriere machen soll, habe ich ein Exemplar der Zeitung gekauft, in welcher Sophia Löwe's Abschied an das Berliner Publikum und mich enthalten ist; er, nämlich mein Sohn, soll daraus den feinsten diplomatischen Styl kennen und nachahmen lernen. — Meinen Töchtern schenke ich 3 Zeitungsbeilagen, sie werden daraus die tröstliche Erkenntniß schöpfen, daß sie für 25 Thaler

eine fürstliche Aussteuer erhalten können. — Mir selbst wünsche ich ein Exemplar der Zeitung, in welcher die Rezension der Cohnfeld'schen „Biographie des Hochseligen Königs“ enthalten ist, oder wäre; denn ich besitze das Exemplar, worin die ersten 8 Bogen der Klodenschen Biographie rezensirt oder vielmehr als summum et optimum dargestellt sind, und ich halte es daher für ein abgeschmacktes Märchen, daß der Rezension des Cohnfeld'schen Buches das Imprimatur verweigert worden, weil das Buch noch nicht vollständig erschienen ist. — Ihnen, lieber Herr Redacteur, sende ich anliegend ein kleines Weihnachtsgeschenk, das Sie mit Ihren und meinen werthen Lesern freundlichst theilen wollen. Sie werden daraus ersehen, daß wir Berliner noch immer und auf alles Vortreffliche „schlechte Wiß“ zu machen verstehen.

Das Neueste, das wir hier haben, ist so etwas Altes, daß man sehr jung seyn muß, um sich Illusionen darüber zu machen: ich meine den Weihnachtsmarkt mit seinen Kinderfreuden und — Elternleiden, denn, glauben Sie sicher, jener geweihte Abend, der mit seinem heiligen Zauberreiz der Freuden so viele bereitet, kostet an Seufzern, Thränen und sorgenvollen, schlaflosen Nächten einen Preis, den er durch seine Gaben kaum aufwägt. — Man hat das Gratuliren zu Neujahr abgeschafft — cui bono? Was drängt Euch so, dem Nachtwächter und Essenkehrer Freude, Hoffnung und Gewinn zu verkümmern, ohne daß Ihr, um ihnen jenes zu lassen, mehr als  $\frac{1}{2}$  Groschen oder einen ganzen zu geben braucht und noch einen freundlichen Dank dafür davontragt. Meines Wissens ist Alles was man dagegen einwendet, daß man so arg belästigt werde; daß die Schelle alle Augenblicke läute und was dergleichen Schreckliches mehr ist. Barmherziger Gott! Du hast befohlen: Klopfet, so wird Euch aufgethan werden. . . . . Laß nur an der Himmelspforte nicht eine Schelle statt eines Klöpfels seyn, wir könnten ja vor bitterer Schaam es nimmer wagen, an der Schelle zu ziehen! — Wenn ich bedenke, welche Freude es mir in der Kinderzeit machte, wenn ein armer Teufel in das unverschlossene elterliche Haus eintretend mit charakteristischem Ton an die Stubenthür pochte, dann sie dreist einige Zoll weit öffnete und durch den Spalt hineinguckend näselte und brummte: „Mmm; geben Sie m' Armen 'mmm!“ Das war mein Amt! Rasch sprang ich auf; der Papa gab mir einen Pfennig, die Mama ein Stück Brod, war's gerade Sonntag, mit Käse oder kaltem Suppensfleisch, und den reichen Schatz trug ich dann dem freudig lächelnden Bettler zu, der mir 1000 Segen wünschte und mir Komplimente machte, oder, war er dreister, mir die Wangen klopfte. Da lernte ich Barmherzigkeit üben. Wo meine Kinder es lernen sollen, weiß ich nicht! Ein arger Fall hat ihnen die einzige Schule verdorben. Ich gab sonst immer den blinden Harfenisten auf der Promenade im Thiergarten; meiner Kinderchen Freude war es, den Sechser auf das Notenblatt zu werfen, nachdem sie, auf ihr Befragen, gehört hatten, daß sie das Geld gäben, weil jener arm sey und Noth leide. — Aber was geschah! — Eines Sonntags bin ich mit meiner Familie in den Zelten; plötzlich kommt mein Töchterchen zu mir gelaufen und ruft: „Ach, Väterchen, der arme Mann ist da; bitte, bitte!“ Ich blicke auf und sehe in der That vor mir einen zerlumpten, greisen, zitternden Bettler, und alsbald gebe ich meinem Töchterchen den Sechser. Diese aber, statt das Geld dem Bettler zu geben, läuft mitten durch die Gäste zu einem Tisch, wo ein anständig gekleideter Herr mit einigen Damen sitzt, Bierglas und Kaffeeservis vor sich, ergreift des Herrn Hand und drückt den Sechser hinein. Rasch eile ich hin, um das Kind . . . doch was seh ich! Der Herr ist in der That Niemand anders, als unser blinder Harfenist.

(Beschluß folgt.)